



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

N., M.: Neue Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Man kann ohne Übertreibung den gegenwärtigen Gebrauch des Wortes bedingen so bezeichnen: Wenn der Deutsche eine dunkle Ahnung davon hat, daß zwei Dinge in irgend welchem Zusammenhange stehen, aber schlechterdings weder Neigung noch Fähigkeit, sich und andern diesen Zusammenhang klar zu machen, so sagt er einfach: das eine Ding bedingt das andre. In welcher Reihenfolge er dabei die beiden Dinge nennt, ob er sagt: Wärme bedingt Feuer, oder: Feuer bedingt Wärme, ist ganz gleichgiltig; der Leser wird sich schon irgend etwas dabei denken.

Nun weiß ich recht gut, daß es Leute giebt, die wieder sagen werden: Freue dich doch, daß das Wort eine solche chamäleonartige Verwandlungsfähigkeit erlangt hat! Wenn es vor dreißig Jahren, wie die Wörterbücher zeigen, nur einen kleinen Bruchteil der zahlreichen Bedeutungen hatte, die es heute hat, so ist das doch ein glänzender Beweis für die wunderbare Triebkraft, die noch in unsrer Sprache lebt. Aus einem einzigen Worte entfaltet sie noch jetzt einen solchen Reichtum! — Ich sehe die Sache doch anders. Wenn zwanzig, dreißig sinn- und lebensvolle Wörter und Wendungen, die zur Verfügung stehen und die feinste Schattirung des Gedankens ermöglichen, verschmäh't werden einem hohlen, ausgeblasenen Wortbalg zuliebe, wie dieses bedingen, so sehe ich weder Reichtum noch Triebkraft, sondern nur eine alberne Mode. Unter den vielen Zeichen der immer mehr zunehmenden Verschwommenheit unsers Denkens, die namentlich durch die hastige Zeitungsleserei verschuldet, wollte sagen „bedingt“ wird, ist mir dieses in allen Farben schillernde Wort schon längst als eins der schlimmsten erschienen.



Neue Novellen



s muß doch etwas an einem Menschen sein, den der alte Vischer seines vertraulichen Umgangs gewürdigt hat! Mit diesem besten aller Vorurteile schlugen wir den neuen Band „Hamburger Novellen“ auf: Zwischen Elbe und Alster von Ilse Frapan (Berlin, Gebrüder Paetel, 1890), um uns darein zu vertiefen. Denn Ilse Frapan hat sich im vorigen Jahre durch ihr feinsüßliges Anekdotenbüchlein „Vischer-Erinnerungen,“ das uns den alten Meister der Kritik im Hörsaal und im Schlafrock zeigte, ein Plätzchen nicht bloß in unserm Herzen,

sondern in dem aller Freunde Bishers erobert. Wer nun weiß, wie alle Vorurteile, ja schon hochgespannte Erwartungen einem Dichter schädlich zu sein pflegen (denn man setzt sich von vornherein in eine kritische Positur, und die große Mehrzahl der Menschen empfindet keine größere Freude als die, solcher Voreingenommenheit mit selbstgefälligem Nasenrumpfen entgegentreten zu können, sie kommen sich da gescheiter vor, als in irgend einem andern Falle), der wird uns wohl die Freude nachempfinden, mit der wir uns schon nach dem Lesen der ersten Novelle: „Altmodische Leute“ gestanden: wahrlich, da ist wieder einmal ein Dichter, ein echter, gesunder, seine Kunst verstehender Dichter erschienen.

Es wird ja in unsrer Belletristik jetzt fort und fort Moral gepredigt. Es geht ein so liebloser Ton, eine so kagenjämmerliche Lebensstimmung, ein ewiges Tadeln und Schelten, eine Unzufriedenheit mit Gott und Welt durch unsre neuen Erzählungen, daß man in ihnen alles mögliche, nur keinen reinen Genuß finden kann. In einem fort werden wir belehrt über die Schlechtigkeit der Gegenwart und über die der Vergangenheit, daß die Welt ein Zuchthaus oder auch ein Narrenhaus sei, worin der einzig Reine und Vernünftige der Erzähler selbst ist, dem jeder Humor dabei verloren gegangen ist, und dabei geht schließlich auch dem Leser der Humor aus und er verzichtet auf das Vergnügen, neue Bücher zu lesen. Denn auch die Form, in der sie das sagen, ist so eintönig, so kunstlos, weil sie so freudlos ist, weil sie nicht dichterisch ist.

Da wird man wohl verstehen, was wir mit dem Freudenausruf: „Ilse Frapan ist ein Dichter“ alles sagen wollen. Es heißt das so viel als: Hier spricht ein Mensch, der sich in allen Wandlungen und Schmerzen des Daseins, bei allen Erfahrungen mit und an den Menschen ein reines und gesundes Fühlen, ein Mitfühlen mit den andern, eine Freude am Leben bewahrt hat. Er stellt sich nicht nüchtern, mit kalter Ironie über sie, sondern teilnehmend neben sie. Er hat eine so klare, so lebhafteste, so sinnlich warme Phantasie, daß er alle Zustände, jeden Augenblick, jede Situation tief und stark empfindet, jeden in seinem eignen Stimmungsgehalt. Er ist nicht einseitig, sondern hat ein empfängliches Gemüt für die verschiedensten menschlichen Charaktere. Er kann liebevoll lächeln über die Thorheit, er kann elegisch in die Vergangenheit zurückschauen, ohne der Gegenwart Unrecht zu thun, er versteht die Sprache der Natur und die Sprache der Leidenschaft, er schaut mit unmittelbarer Erkenntnis in die Herzen hinein, darum kann er die Sprache des naiven Kindes sprechen, und er sieht seine Charaktere in einer solchen Fülle von Äußerungen, daß er nicht erst ihr Inneres analysiren muß, um es uns begreiflich zu machen, er ist nie in Verlegenheit, durch sichtbare Handlungen und Vorgänge alles verständlich zu machen, was er braucht. Sicherlich hat Ilse Frapan mit großem Fleiß und mit gutem Erfolg Theodor Storm studirt. Denn wie dieser, hebt sie mit aller Sorgfalt ein oder zwei Situationen in jeder Fabel hervor und

übergeht rasch das minder wesentliche, von ihm mag sie auch ihre Kunst des Hellbunkels gelernt haben. Auch ihre Absicht ist immer, Stimmung hervorzurufen, das fette Bild und Gefühl eines Zustandes zu erzeugen. Dabei ist sie Meister in der Charakteristik. Sie, der Erzähler, spricht scheinbar gar nichts, sie kritisiert nicht ihre Figuren, sondern alles wird durch kleine oder größere, mehr oder weniger symbolisch bedeutsame Züge vor Augen gestellt. Es wird wahrhaft erzählt. Damit erreicht sie eine fesselnde Gegenständlichkeit, erzeugt in uns die rein ästhetische Stimmung des Beschauers, und wenn sie uns auch Furchtbares erzählt — das Entsetzlichste erspart sie uns —, so ist das noch lange nicht so nervenzerreißend, wie es heutzutage Mode ist. Sie gestaltet, sie bildet eben und redet nicht. Charakteristik und Handlung sind in vorzüglichem Gleichgewichte, man kann die eine nicht von der andern trennen, kaum anders nacherzählen, als wie sie es selbst gethan hat, weil alle Schönheit in der Form liegt. So durchaus Form, d. h. so künstlerisch durchgebildet auf jeder Seite ist nicht so bald ein modernes Novellenbuch. Die Folge davon ist, daß man die Geschichten nicht atemlos liest, sondern behaglich bei jeder Seite verweilt.

Über eine solche Erscheinung muß man doch seine Freude haben. Ihre Menschen wählt die Erzählerin aus der bürgerlichen Sphäre, dem Arbeiter-, Kaufmanns-, Lehrers-, Gewerbestand, auch die Theaterwelt kennt sie. Es sind meist wenig komplizierte Naturen, die in voller Harmonie mit sich selbst und ihrem Zustande leben, den Blick auf naheliegende bescheidne Ziele gerichtet. Auch sie verhält sich kritisch gegen die Gegenwart, aber man vergleiche doch ihre „Altmodischen Leute“ mit irgend einem an französischen Mustern großgezogenen Berliner Realisten. Man sollte es kaum glauben, daß moderne Figuren in so poetischer Satire dargestellt werden können. Da stellt sie uns einen solchen Charakter neuesten Schlages mit seinem rohen Nützlichkeitsinn, mit seiner unwählerischen Genußsucht, mit seinem Mangel an Pietät, mit seinem pazigen, prozigen Auftreten voller Selbstgefühl, weil er so und so viel tausend Mark besitzt, in Gestalt ihres Möbelhändlers Tewes hin und kontrastirt ihn mit einem „altmodischen“ Geschwisterpaar, auf dem ein Hauch liebevollen Humors liegt. Jener Tewes weiß z. B. mit einem sommerlichen Feiertag im Freien nichts anzufangen, er ist in Verzweiflung darüber, wie man die Zeit „totschlagen“ soll; er muß Karten spielen, und wäre es auch mit dem ersten besten fremden Menschen, der ihm im Biergarten gegenüber sitzt. Indes gehen die „altmodischen“ Leute ans nahe Ufer der Elbe und genießen das schöne Strombild, den Sonnenuntergang. Tewes ist als Tischlergefelle durch ganz Europa gewandert; er kennt alles; aber die Klopstocklinde in der Heimatstadt, an der er hundertmal vorübergefahren ist, kennt er nicht. Die „altmodischen“ Leute bleiben andächtig vor ihr stehen, um mit leiser Stimme die Inschrift des Grabes zu lesen: „Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen.“ Dann heißt es

weiter: „Tewes schlich sich zu Rike und sagte in teilnehmender Bekümmernis: »War gewiß ein naher Verwandter von ihr, der Herr Klopfftock!« Rike sah ihn mit Augen an, die vor Verwunderung rollten, dann lachte sie ziemlich laut und wandte, darüber erschreckend, ihr freundliches Gesicht zu Hannchen hin [seiner Braut, ihrer Schwester], ob die wohl die Frage gehört habe. Nein, es war noch gut abgegangen. Tewes stellte sich, etwas gelangweilt, an den Stamm der Linde, schlug mit seinem gelben Stöckchen daran und sagte, nachdem er auch die Arme probeweise um den gewaltigen Baum gelegt hatte: »Wenn der richtig jeschnitten wird, kann er mindestens eine halbe Million Hammerstiele liefern.« Betroffen sahen die Geschwister in die prächtige Krone hinauf, in all die Tausende von leise schwankenden grünen Herzen, in deren jedem der geheimnisvolle Lebenssaft von Zelle zu Zelle stieg und seinen vollen frischen Odem über die stillen Grabsteine und die noch im Tageslicht wandelnden ausgoß. Hannchen fühlte plötzlich eine Thräne ihr (ihr?) ins Auge treten, sie senkte den Kopf und kehrte nach dem Wagen zurück“ u. s. w.

Dies ein Beispiel von der großen Kunst Ilse Trapans, durch Handlung zu charakterisiren. Sie ist lakonisch oder wortreich, je nachdem es ihr zur Charakteristik der Figur paßt; aber die seltne Kunst, mit einem Ausruf, mit einem Wörtchen eine Sache abzuthun, eine Natur sich verraten zu lassen, besitzt sie in ungewöhnlichem Maße. In derselben Novelle findet folgender kleine Dialog zwischen den altmodischen Geschwistern statt. „Einmal kam Johann zu Rike in die Küche und fragte ohne alle Einleitung: »Hör, wie lange ist sie eigentlich tot?« — »Tot? wer soll tot sein?« rief Rike erschrocken. »Sch! Tewes' Frau!« erwiderte er, sich ängstlich umsehend. »Ein halbes Jahr, glaub ich,« stotterte die Schwester. »Oha!« machte Johann und sah sie mit so ausdrucksvoller Miene an, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg. Als sie sich auf eine Antwort besonnen hatte, war der Bruder schon weg.“ Dieses „Oha!“ spricht mehr als eine lange Auseinandersetzung über den Mann, der nach kaum sechsmonatlicher Witwerschaft schon wieder auf Freiersfüßen wandelt; und die Erzählerin fügt auch weiter nichts hinzu. Das sind Stileigenheiten, wie sie nur bedeutende Dichter aufweisen.

Die acht Novellen des Bandes sind von ungleicher Größe, auch von ungleichem Werte. „Das Brosäml“, „Der Erste“, „Von der Straße“, „Die Liebe ist gerettet“ sind kleinern Umfanges, Skizzen tragischer und heiterer Art, die mit einer oder zwei Situationen den Stoff erschöpfen. Das Meisterstück unter diesen Kleinigkeiten ist ohne Zweifel „Von der Straße.“ Die Erzählerin fängt im Vorübergehen einen unfreundlichen Wortwechsel zwischen zwei Liebesleuten auf, die sie nie gesehen hat: der Dialog allein erzählt genug von dieser Liebe eines wenig klugen Mädchens zu einem rohen Manne. Nach einiger Zeit trifft die Erzählerin dasselbe Paar in einer dramatisch bewegten Szene: der Mann wird, vermutlich wegen eines schweren Diebstahls, von der Polizei

abgeführt; das Mädchen steht in der Thoreinfahrt und sieht, wie die Knechte des Pferdaußschroters ein krankes Roß prügelnd vor sich treiben, bis es zusammenbricht. In diesem Schauspiel scheint das arme Mädchen ein Symbol seines eignen Schicksals zu erkennen und fällt ohnmächtig nieder. Die Darstellung ist packend, wenn auch die Symbolik nicht ganz sachlich geblieben ist, denn sie gilt doch mehr für den Leser als für das Mädchen. Die Frapan hat aber immer ein starkes Bedürfnis, poetisch befriedigend abzuschließen, was ihr auch meist sehr gut gelingt und jedenfalls das beste Zeugnis für ihren künstlerischen Sinn ist. Es gelingt ihr namentlich bei einem andern, so recht modernen Stoff, einem Ehebruchsmotiv: „Die Liebe ist gerettet.“ Ein Mann, der zwei Jahrzehnte lieblos neben seiner reichen, kinderlosen Frau gelebt hat, hat im geheimen eine andre geliebt, die er fort und fort mit dem Versprechen, sich von jener scheiden zu lassen, um sie zu heiraten, hingehalten hat. Nun stirbt diese Geliebte. Er, der Schwächling, ist jetzt ganz verzweifelt. Seine kalte Gattin, die seine andre Liebchaft wohl gekannt, aber gleichgiltig geduldet hat, sucht ihn mit überlegener Ironie von allem öffentlichen Skandal zurückzuhalten. Er aber mischt sich barhäuptig unter die Leidtragenden des Leichenzuges und scheidet von seiner Frau, um wenigstens im Tode der wahren Liebe Treue zu bewahren. Diese eine Skizze wiegt Bände von Naturalisten auf.

Mit besondrer Vorliebe schildert Ilse Frapan Kinder. Das „Brosäml“ ist ihr wohl gar zu altklug geraten; dagegen ist die rührende Schulgeschichte „Thedchen Volzen“ ein humoristisches Prachtstück, das gelesen werden muß, mit der Macherzählung ist nichts gethan. Ebenso „Un’ Ida“, wo ein gutmütiger Fischhändler alten Schlages, der neidisch auf seinen erfolgreicheren Konkurrenten schimpft, weil er ihm alle Kundschaft raubt, durch einen kurzen, heftigen, aber schließlich grundlosen Schreck über sein verlornes Töchterchen Ida von seinen bösen Gedanken geheilt wird. Das hervorragendste Kunstwerk des Buches ist auch sein umfänglichstes Stück: „Die Last,“ eine Eifersuchtstragödie der furchtbarsten Art, aber mit einer poetischen Feinheit und Schönheit, die nicht leicht erschöpft werden kann. Und auch mitten aus der Gegenwart heraus. In einer chemischen Fabrik ist ein Arbeiterpaar beschäftigt, die Leuten haben sich geheiratet, ohne es öffentlich bekannt zu machen, denn eine verheiratete Arbeiterin wird aus der Fabrik entlassen, sie sind aber auf das bescheidene Wochengeld angewiesen. Diese Heimlichkeit hat ihre tragischen Folgen. Der neue Maschinenmeister ist ein leichtsinniger Mensch, obwohl verlobt, hat er doch Don=Juan=Gelüste. Er stellt der schönen, jungen Gesa nach, er glaubt nur an eine Liebelei von ihr mit ihrem Hein Mefeder. Dieser Hein ist aber umso eifersüchtiger, je mehr Recht er auf die Gesche hat und je mehr ihn die Heimlichkeit seiner Ehe quält; und der Maschinenmeister ist umso frecher und rücksichtsloser gegen seinen Untergebenen, je eifriger er ist. Es kommt endlich so weit, daß ihn Hein in der entsetzlichsten Weise umbringt,

indem er ihn in den kochenden Kessel wirft. Diese furchtbare Szene wird uns allerdings Gottseidank erspart! Aber ein Beispiel wird uns vorher von der Furchtbarkeit dieses mit kochenden Chemikalien gefüllten Kessels dadurch gegeben, daß einmal eine Rose hineinfällt, die spurlos und still verschwindet. Ganz genau so hat es Hans Hoffmann in seiner Novelle „Zerlicht“ gemacht, wo ein Mann in dem sumpfigen Sande des Moorbodens untergeht; da wird vorher von Schulbuben eine Maus hineingeworfen und deren Versinken verfolgt. Vielleicht ist eine Beziehung in diesen so ganz ähnlichen Kunstgriffen Hoffmanns und unsrer Erzählerin vorhanden. Hier aber hat die Novelle damit noch nicht ihren Abschluß. Denn nun erhebt sie sich zu erschütternder Poesie in der Schilderung von Heins Bestreben, die Last des quälerischen Gewissens von sich abzuwerfen. Wie er sich mit der Hoffnung schmeichelt, in ein Land zu kommen, wo keiner Kenntnis von ihm hat, wie er sich selbst verrät, und wie er schließlich in einem immerhin ehrenvollen Tode, bei der Rettung eines vom Sturm gepeitschten Bootes untergeht — denn ohne wohlthunende Lösung mag uns Ilse Frapan nicht entlassen —, diese ganze Darstellung atmet hohe Poesie.

Man darf Ilse Frapan ohne Bedenken zu unsern besten Novellisten rechnen. Sie darf neben die Ebner gestellt werden, deren Tiefe sie zwar in der schöpferischen Menschenbildung nicht erreicht, vor der sie aber die gänzliche Freiheit von irgendwelchen moralischen oder politischen Tendenzen, die rein künstlerische Haltung voraus hat; freilich ist sie auch kein so originaler Geist, wie diese. Nicht einen neuen Menschen, sondern ein ungewöhnliches poetisches Vermögen hat Ilse Frapan bisher bekundet. Aber es ist doch noch viel von ihr zu erwarten; der vorliegende Band ist erst ihr drittes Novellenbuch. Als Eigentümlichkeit verdient noch ihre Vorliebe Erwähnung, durch den Dialekt — hier den plattdeutschen und auch schwäbischen (Brosäml) — zu charakterisieren; es steht das im Zusammenhange mit ihrem sachlichen Stil. In dieser Sachlichkeit ist sie auch Hans Hoffmann überlegen, der nicht ganz in den Dingen aufgehen kann; gemein mit ihm hat sie die auf die Wischerische Ästhetik gegründete künstlerische Bildung.

Nicht ebenbürtig, aber doch als ein echt dichterischer Mensch tritt ein junger Wiener Dichter J. J. David, dessen zerstreut veröffentlichte Gedichte und Novellen viele Anerkennung gefunden haben, mit seinem ersten Buch hervor: Das Höfe-Recht, eine Erzählung (Dresden, Minden). Er steht noch im Banne des Realismus; auch im Mittelpunkt seiner Erzählung steht das Weib, das mit seiner Selbst- und Genußsucht die Männer ins Verderben zieht: das beliebteste Motiv der Modernen. Aber in der Darstellung hat David seinen eignen Ton offenbart, wenn auch noch nicht eigen genug. Jedenfalls hat er mitten unter den vielen Feuilletonisten Wiens seine originalen Beobachtungen gemacht und sittlichen Ernst, kräftige Gestaltungskraft an den

Tag gelegt. Es ist manches Bekenntnis in das Buch verwoben, das ihm seinen persönlichen Reiz verleiht.

Es zerfällt nach dem Schauplatz der Handlung in zwei Teile; die erste Hälfte ist Dorfgeschichte, und zwar in einem Dorfe des Ruthländchens, einer deutschen Sprachinsel Mährens (wo Eichendorff in seinen letzten Jahren anässig war); die zweite Hälfte ist ein Wiener Sittenbild. Auf dem großen reichen Hofe des Erbrichters von Kunzendorf wachsen die zwei ungleich gearteten Söhne in der gemeinsamen Liebe zu ihrer Gespielin, dem Judenmädchen Fany, der Tochter des blutarmen Mautjuden, heran. Georg, der ältere, ist nach dem uralten Hofrecht der einstige Erbe des Hofes; er ist stolz und bäurisch roh. Gustav, der jüngere Bruder, studirt und geht schließlich auf die Universität nach Wien. Fany zieht ihn vor, nicht weil sie ihn wirklich liebte, sondern weil sie von ihm mehr für sich erwarten kann. Sie geht ihm nach Wien nach und wird dort sein Verderben. In der großen Stadt wächst ihre Begehrlichkeit, sie stürzt den liebenden Studenten in Schulden, verläßt ihn, macht ihn zum Kaffeehausbummler — echt wienerisch. Enttäuscht, sittlich herabgekommen kehrt er ins Dorf zurück und läßt sich von seinem rohen Bruder viele Demütigungen gefallen, bis er ihn, gemein herausgefordert, im Zorn erschlägt. Die Mutter, eine stolze, hohe, herb ideale Gestalt, steht, beider Söhne mit dem einen Streiche beraubt, am Schlusse wie eine Niobe da; der zerrüttete Brudermörder wandert ins Gefängnis.

Das Höferecht ist im vergangnen Jahre Gegenstand lebhafter Debatten im österreichischen Parlament gewesen. Es wurde die Frage erörtert: was ist für die Erhaltung des Bauerntums vorteilhafter: Schutz des alten Höferechts, wonach der Erstgeborene den ungeteilten Hof erbt, die andern Kinder aber mit einer Auszahlung abgefertigt werden und meist dem Proletariat der nahen Städte verfallen, oder fortschreitende Teilung der Bauerngüter, bis sie schließlich so klein werden, daß sie eine Bewirtschaftung nicht lohnen und von Kapitalisten wieder aufgekauft werden, dabei aber die alten Bauerngeschlechter verlieren. In dieser schwierigen politischen Frage ergreift Davids Erzählung nach keiner Seite hin Partei, man darf sich von dem Titel nicht irre führen lassen. Nicht das Höferecht, sondern die Eifersucht, der ursprüngliche instinktive Charaktergegensatz zweier Brüder ist ihr Motiv, das allerdings durch die ungleiche Verteilung der Güter verstärkt wird. Als realistische Dichtung entbehrt sie auch, wie der politischen Tendenz, einer allgemeinen poetischen Idee. Es ist ein ganz individueller Fall. Sittenmalend ist nur der Teil, der das Wiener Studentenkaffeehaus und man muß sagen mit großer Lebenswahrheit und treffendem Lokalkolorit schildert. Die Jugendgeschichte, die Erklärung der durch die Umstände der Geburt, der Erziehung und des Charakters verhärteten Fany ist gut gelungen. Die Charakteristik der Mutter der feindlichen Brüder entbehrt nicht der Größe. Mit kräftiger Folgerichtigkeit sind auch die Brüder selbst

bis zum äußersten gestaltet. Wenn dennoch die Erzählung nicht fesselnd genug wirkt, so liegt es daran, daß der Erzähler der Technik noch nicht ganz Herr geworden ist. Statt in reicher Handlung, mit vielen kleinen Zügen ausgestattet, episches Behagen erzeugend die Menschen darzustellen, verweilt er bei der kritischen Analyse ihrer Charaktere, er spricht selbst zu viel, der Dialog ist nur spärlich verwendet. Der Verfasser ist nicht mehr naiv genug, um schlicht zu unterhalten, er ist schon zu sehr litterarisch, um nicht noch weit mehr zu wollen, und er ist doch noch nicht Künstler genug, um das Wollen über dem Können vergessen zu machen. So nehmen wir sein „Höferecht“ als eine Talentprobe in der Erwartung größerer Leistungen hin.

Wien

m 22



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Arbeiterwohnungen. Der Vorschlag, den jemand in der letzten Nummer der Grenzboten macht, der Wohnungsnot dadurch abzuhelpfen, daß sich die Hausbesitzer straßen- oder stadtviertelweise zu Vermieterergenossenschaften zusammenthun, würde nicht übel sein, wenn der Mangel an billigen Wohnungen in unsern großen, neuen Zinshäusern nur damit zusammenhinge, daß die Hauswirte keine Lust haben, sich mit unsichern Mietern zu belasten, die möglicherweise mit dem Hauszins im Rückstand bleiben und schließlich, nachdem sie die Wohnung abgenutzt haben, gar hinausgesetzt werden müssen. Der Hauptgrund ist vielmehr der, daß die bessern, teureren Wohnungen sich leichter an sichere Leute vermieten, wenn es in demselben Hause nicht zugleich billige Wohnungen giebt. Und das ist doch auch ganz natürlich. Setzen wir den Fall, in einem neuen Zinshause kostete das Erdgeschoß 1600, das erste, zweite und dritte Obergeschoß 2000, 1800 und wieder 1600 Mark Miete, und im vierten Obergeschoß befänden sich vier Wohnungen zu je 400 Mark. Was würde die Folge sein? Die unausbleibliche Folge würde die sein, daß die Wohnung im dritten Geschoß, die namentlich in Neubauten, wo dieses dritte Geschoß das oberste Stockwerk bildet, erfahrungsgemäß stets zuerst vermietet ist, weil es alle Annehmlichkeiten der übrigen Stockwerke bietet, dazu die beste Luft und die meiste Sonne hat, dabei billiger ist als die übrigen Wohnungen und den ganz unbezahlbaren Vorteil gewährt, daß der Mieter niemanden über sich hat (!), daß diese Wohnung schlechterdings unvermietbar sein würde. Denn wer soll sich von vier Familien, vielleicht kinderreichen Familien, auf dem Kopfe herumtrampeln lassen? Er würde ja in seiner ganzen Wohnung nirgends einen Raum finden, wohin er sich vor dem Lärm tapsender Männer-, schlurfender Weiber- und springender Kinderbeine, hin- und hergeschobener Tische und Stühle flüchten könnte. Aber auch die andern Wohnungen würden sich schwerer vermieten